

---

# Serie: Deutsch-Geschichte in 100 Wörtern

## 1: Wer zählt die Wörter, nennt die Regeln?

Von *Werner Schäfer*<sup>1</sup>

Der britische Sprachwissenschaftler David Crystal veröffentlichte 2012 eine Geschichte des Englischen in 100 Wörtern, unter ebendiesem Titel, *The Story of English in 100 Words*. Ein kühnes Unterfangen. Als Vorbild diente ein Buch, das ein noch kühneres Unterfangen darstellt und gleich die ganze Geschichte der Menschheit zusammenfasst, nicht in 100 Wörtern, sondern in 100 Objekten. Alle diese Objekte befinden sich im British Museum in London. Der Autor des Buchs ist Neil MacGregor, ehemaliger Direktor des British Museum. Auf Deutsch erschien das Buch 2012 unter dem Titel *Eine Geschichte der Welt in 100 Objekten*.

Bei einem Vortrag in Luxemburg zur Entstehung seines Buchs stellte David Crystal Vorüberlegungen allgemeiner Art an: Wie viele Wörter gibt es eigentlich? Wie viele Wörter sind in Wörterbüchern verzeichnet? Wie viele Wörter kennen wir? Diese Fragen sind nicht so einfach zu beantworten. Es fängt damit an, dass

wir gar nicht genau wissen, was überhaupt ein *Wort* ist. Auf die Schreibung kann man sich nicht verlassen.

### Eins und eins macht eins

Das englische Wort *bus stop* ist ebenso ein Wort wie das deutsche Wort *Bushaltestelle*, auch wenn es getrennt geschrieben wird. Deshalb erscheint es auch in Wörterbüchern als eigener Eintrag. Dass es von den Sprechern als Einheit aufgefasst wird, sieht man auch daran, dass kein weiteres Wort zwischen die beiden Bestandteile gestellt werden kann. Beide Wörter sind Komposita, und beide «zählen», auch wenn die schriftliche Form einen Unterschied nahelegt.

Auch das beste, modernste und umfangreichste Wörterbuch kann nie alle Wörter einer Sprache verzeichnen. Jedes Wort hat seinen Ursprung ausserhalb des Wörterbuchs und findet seinen Weg dorthinein erst dann, wenn es in die Sprache einer nennenswerten Zahl von Sprechern eingegangen ist. Ein Wort kann seinen Platz im Wörterbuch auch verlieren, und dann stellt sich die Frage: Gehören Wörter, die nicht mehr gebraucht werden und fast keinem Sprecher mehr bekannt sind, dennoch zur Sprache?

1 Dr. Werner Schäfer ([pregonero@t-online.de](mailto:pregonero@t-online.de)) stellt ein Buchprojekt vor. Neben einleitenden Ideen präsentiert er eine Auswahl der 100 geplanten Wortgeschichten. Literatur- und Wörterliste stehen am Ende.

## Wir wissen mehr, als wir wissen

Zum individuellen Wortschatz meint Crystal, die meisten Sprecher unterschätzen dessen Umfang. Nicht repräsentative Umfragen in meinem Bekanntenkreis und unter Studenten haben ergeben, dass die meisten Schätzungen zwischen 8000 und

20 000 Wörtern liegen. Crystal dagegen glaubt, dass der Wortschatz eines durchschnittlichen Sprechers einer Sprache in einem entwickelten Land bei 35 000 für den aktiven und bei 50 000 für den passiven Wortschatz liegt.

## 2: Kriterien der Auswahl:

### Entstehungszeit, Stilebene, Wortart, Geografie

Die Aufgabe, aus vielen Tausenden von Wörtern 100 auszuwählen, die für die Geschichte der Sprache insgesamt stehen, ist eine Mammutaufgabe. Aber sie ist lösbar. Wenn man *Eine Geschichte des Englischen in 100 Wörtern* schreiben kann, warum soll man dann nicht *Eine Geschichte des Deutschen in 100 Wörtern* schreiben können? Die Auswahl wird am Ende umstritten sein, wie bei jedem Kanon, jeder Hitliste. Man mag das eine oder andere Wort für überflüssig halten und den einen oder anderen Eintrag vermissen, aber das ist kein grundsätzlicher Einwand. Es wird darauf ankommen, gute Gründe für die Auswahl der 100 Wörter zu haben, sich die Kriterien für die Auswahl bewusst zu machen.

Wie geht man diese Aufgabe an? Zunächst einmal geht es darum, alte und neue Wörter zu berücksichtigen, und dafür stehen die Wörter *demütig* und *Handy*, an den beiden Enden der Zeitskala. Diachrone Variation ist also ein Kriterium, ein anderes syn-

chrone Variation, zum Beispiel geografische Unterschiede. Dafür stehen *Samstag* und *Sonnabend*. Ähnlich wird es darum gehen, verschiedene Stilebenen zu berücksichtigen, veraltete Wörter wie *Hagestolz*, Tabuwörter wie *Neger*, Schimpfwörter wie *Scheisse* und eher umgangssprachliche Wörter wie *verrückt* zu berücksichtigen.

Vorsicht geboten ist bei den Wortarten. Auch hier geht es darum, nicht einseitig zu sein. Intuitiv stellen wir uns unter einem Wort in der Regel ein Substantiv vor. Man kann das mit einem kleinen Experiment belegen, in dem man Freunde auffordert, spontan, auf Kommando, ohne nachzudenken, irgendein Wort zu nennen. In den meisten Fällen werden sie ein Substantiv nennen, in den allerwenigsten Fällen eine Präposition oder eine Konjunktion. Es gilt also, bei den lexikalischen Morphemen neben Substantiven auch Verben und Adjektive zu berücksichtigen (hier zum Beispiel *gemütlich* und *winken*)

und neben den lexikalischen auch funktionale Morpheme (hier zum Beispiel *über* oder *wir*).

Schliesslich enthält die Liste auch ein Kurzwort, *DACH*, das für den gemeinsamen Raum aus Deutschland, Österreich und der Schweiz steht. Das wiederum erinnert daran, dass auch Wörter Aufnahme finden sollen, die für bestimmte Länder innerhalb der deutschsprachigen Welt stehen wie *Eidgenosse* für die Schweiz oder *Jause* für Österreich, *Broiler* für die DDR.

Fremde Wörter und einheimische Wörter wird die Liste umfassen, ob

man es will oder nicht. Dazu werden fremde Wörter gehören, die ohne weiteres als solche zu erkennen sind wie *okay*, aber auch fremde Wörter wie *Keks* oder *Arzt*, deren Fremdheit von den meisten Sprechern kaum noch wahrgenommen wird.

Schliesslich sind auch Eigennamen berücksichtigt worden, und zwar solche, bei denen das Wort nicht mehr unbedingt auf eine Person verweist, sondern metonymisch auf etwas, das mit dieser Person in Verbindung steht. Das ist der Fall bei *Duden* und *röntgen*.

### 3: Gut befragt, erzählen viele Wörter Sozialgeschichte

Was für Wörter gehören zu den 100, die «Geschichte machen» sollen? Bei allen bisher diskutierten Beispielen ging es um Variation, also darum, eine möglichst grosse Bandbreite abzudecken. Neben Variation gibt es ein weiteres Kriterium für die Aufnahme in die Liste: Ein Wort qualifiziert sich dann, wenn es eine Geschichte zu erzählen hat, nicht nur eine Wortgeschichte, sondern auch eine damit verbundene Sozialgeschichte. Das gilt für Wörter wie *Onkel* oder *Gabel* in ganz besonderem Masse.

Am Anfang bzw. am Ende der Liste stehen *demütig* und *Handy*. Das älteste attestierte deutsche Wort ist *demütig*. Es steht am Anfang des *Abrogans*,

des allerersten deutschen Buches, eines Glossars. Zunächst einmal hat diese Schrift wenig mit Deutsch zu tun. Es handelt sich um ein lateinisches Synonymwörterbuch, ein Buch, das für besonders schwierige lateinische Wörter Varianten angibt. Das Buch ist im 7. Jahrhundert entstanden, und im 8. Jahrhundert wurde es glossiert, d.h. jemand schrieb deutsche Wörter neben die lateinischen. Die lateinischen Wörter sind alphabetisch angeordnet, und das erste Wort ist *abrogans*. Nach diesem Wort wurde das Buch benannt. Und neben *abrogans*, dem ersten Eintrag, steht die deutsche Entsprechung: *demütig*. Der *Abrogans* existierte in verschiedenen Exemplaren. Eines davon wurde nicht umsonst

bei einer Ausstellung im Bonner Haus der Geschichte in den Eingangsbereich platziert, eine Reverenz an das Buch als Meilenstein des Deutschen (Göttert 2010: 45).

Am anderen Ende der Skala steht *Handy*. Das ist natürlich nicht das neueste Wort, aber es ist ein neues Wort (1996 stand es zum ersten Mal im Rechtschreibduden) und es hat es zu den Wörtern des Jahrzehnts im Duden gebracht. Es steht im doppelten Sinn für den Einfluss des Englischen auf das Deutsche: Es ist ein Anglizismus oder besser ein Pseudo-Anglizismus, also eines der Wörter, die im Englischen kein (genaues) Äquivalent haben, eine Scheinentlehnung. Das Wort *Handy* wurde offenbar bei der Telekom in Bonn entwickelt, aus *handheld phone* als Bezeichnung für die seinerzeit, in den 90er Jahren, brikkettgrossen Telefone (Seidel 2013: 89).

*Handy* ist vermutlich der bekannteste, aber bei weitem nicht der einzige Pseudo-Anglizismus: Wörter wie *Gangway* (für *steps* oder *ramp*), *Zapping* (für *channel hopping*), *Mobbing*

(für *harassment*), *Slip* (für *briefs* oder *pants*) sind Wörter, die im Englischen existieren, aber nicht dieselbe Bedeutung haben; andere, wie *Dressman*, *Showmaster*, *Coverboy* oder *Twen* sind im Englischen unbekannt. Verkürzt übernommen wurden u. a. *last not least* (für *last but not least*), *Happy End* (für *happy ending*) und *Profi* (für *professional*). Das *Handy* ist also kein Einzelfall. (Lucko 1995: 14–18; Gutknecht 2003: 137; Viereck 1996: 18).

Obwohl sich Volkes Wut häufig gegen derlei «Überfremdung» aus dem Englischen wendet, haben wir solche Wörter nicht nur auf der Basis des Englischen «erfunden». Man denke nur an *alles paletti* oder *pico-bello*. Ganz zu schweigen von den «griechischen» Wörtern, die das erfindungsreiche 19. Jahrhundert schuf, um neue Dinge zu bezeichnen. Dabei entstanden Wörter wie *Telephon* und *Telegraph*, die noch nie ein Grieche gehört hatte und die dann auf dem Rückweg wieder nach Griechenland kamen.

(Ende der Einleitung, Beispiele folgen)

## Wie der griechische Arzt den keltischen *Lachi* verdrängte

Der *Arzt* hat, obwohl er schon lange dabei ist, erst allmählich seine Stellung im heutigen deutschen Wortschatz erobert. Zuletzt, d. h. bis mindestens ins 18. Jahrhundert, hatte er mit seinem schlechten Ruf zu kämp-

fen. Der *Arzt*, das war jemand, der sich auf Märkten und Strassen herumtrieb und seine Arznei anbot, und zwar seine Arznei im doppelten Sinne des Wortes, als Heilkunst und als Heilmittel, genauso, wie wir

heute noch *Medizin* verwenden. Das positive Gegenstück zum *Arzt*, das war der *Medikus* oder der *Doktor*. So nannte man die gut ausgebildeten, etablierten Ärzte. Nicht umsonst hat sich das Wort *Doktor* bis heute, vor allem in der Kindersprache, als Berufsbezeichnung für den Arzt erhalten. Inzwischen ist aber der *Arzt* zur gängigen, neutralen Berufsbezeichnung geworden.

Schon lange zuvor einmal war damit ein gehobener Berufsstand gemeint: Im Mittelalter war der *Arzt* gebildet und ausgebildet, im Gegensatz zu den *Quacksalbern* und *Scharlatanen*. Als *Ärzte* wurden meistens die aus der Fremde zugereisten, wissenschaftlich gebildeten Ärzte bezeichnet, zum Beispiel die Hofärzte der merowingischen Könige, und mit denen war auch das Wort *Arzt* gekommen. Das Wort ist nämlich keineswegs deutsch, sondern, auch wenn man es ihm heute kaum noch ansieht, griechisch. In der ursprünglichen Form von *Arzt* steckt das Element *arch-*, genauso wie heute noch

im englischen Wort *archbishop*. Der *Arzt* war also «der erste», «der führende» seiner Art. Noch heute haben wir im Deutschen dieses Element in den Wörtern *Erzbischof* und *Erzengel*. Die haben keineswegs etwas mit der metallverarbeitenden Industrie zu tun, sondern sind ganz einfach «die ersten, führenden» ihrer Art.

Als das Wort *Arzt* ins Deutsche importiert wurde, traf es auf ein bereits vorhandenes Wort für den gleichen Beruf: *Lachi*. Das ist keltisch. Die beiden Wörter gebrauchten ihre Ellbogen, um sich Platz zu verschaffen, und im Laufe der Zeit wurde das keltische Wort nur noch für die einheimischen, nicht wissenschaftlich geschulten Ärzte gebraucht, um am Ende ganz zu verschwinden. Und doch nicht ganz. Ohne dass wir es merken, ist es noch in zwei Nachnamen enthalten: *Lachmann* und *Lachner*. Das sind keine Komödianten, Spassvögel oder Possenreisser, sondern Abkömmlinge von Menschen, die sich der Heilkunst verschrieben hatten (Storfer 1981: 28–31). *Vgl. Nachtrag am Schluss.*

### **Das Wort *blau* beschert uns Wunder, aber keine blauen**

Wir *machen blau*, wir *sind blau*, wir machen eine *Fahrt ins Blaue*, wir erleben *unser blaues Wunder* und wir holen uns einen *blauen Fleck*. Farben eignen sich offensichtlich hervorragend für sprachliche Umschreibungen, und blau ist ganz

vorne dabei. Das gilt auch für Eigennamen. Da trifft man auf *blau* im *Blauen Reiter*, der Künstlervereinigung, in der *Blauen Blume*, dem Symbol der Romantik für die Suche nach dem Wunderbaren, im *Blauen Band*, der Auszeichnung für die

Schiffe mit der schnellsten Atlantik-überquerung, in den *Blauen Bergen* in den Appalachen, in der *Blauen Mauritius*, der Briefmarke, im *Blauen Wunder*, der Brücke in Dresden, und in den *Blauen Briefen* (Seidel 2003: 70–71).

Und dann ist da noch *Blaubart*, der Ritter, der seine Frauen auf die Probe stellte und sie tötete, wenn sie die Probe nicht bestanden. *Blaubart* ist eine Lehnübersetzung aus dem Französischen, von *Barbe-bleue*. Aber *Blaubart* hat keinen blauen Bart. Warum heisst er dann so? Die Antwort ist: Er heisst gar nicht so, jedenfalls ursprünglich nicht. *Barbe-bleue* ist eine volkstümliche Umdeutung eines Wortes, das ‚Werwolf‘ bedeutete, *barbeu*. Passt besser, aber *Blaubart* klingt besser (Olschansky 2004: 209).

Manchmal hilft uns die Grossschreibung, unterschiedliche Bedeutungen von *blau* zu unterscheiden: das *Blaue Wunder* in Dresden ist nicht dasselbe wie das *blaue Wunder*, das man erlebt. Das *Blaue Wunder*, die Elbbrücke in Dresden, war dem Volksglauben nach ursprünglich grün und wechselte dann auf wundersame Weise ihre Farbe. Es ist aber wahrscheinlicher, dass sie immer schon blau war. Ein Wunder war sie wohl deshalb, weil sie bei 280 Metern Länge ohne einen Strompfeiler auskam (Urmes 2014: 351–353).

## Wer denkt da noch an die Farbe?

Im Alltag ist das Bewusstsein für die Farbe in der sprachlichen Umschreibung eher unscharf. Wir denken nicht «blau», wenn wir *blau* sagen. Meist handelt es sich um versteinerte Wendungen, und es macht nichts, wenn die Blauen Briefe heute nicht mehr in blauen Umschlägen eintreffen, und auch ein Mensch mit braunen Augen kann *blauäugig* im Sinne von «naiv» sein. Wenn man die farblichen Wörter Revue passieren lässt, ist man versucht, bestimmten Farben bestimmte Funktionen zuzuordnen, aber das ist nicht leicht. Allenfalls könnte man sagen, dass *blau* eher in negativen Wendungen vorkommt. Ebenso unklar ist in vielen Fällen der Ursprung der Wendungen.

Der *blaue Montag* wird häufig auf das einstige Einfärben von Geweben mit Indigo oder mittels eines aus Waid gewonnenen Suds zurückgeführt. Der Arbeitsablauf war so organisiert, dass die Textilien über Sonntag in den Bottichen blieben. Am Montag brauchten sie nur zum Trocknen aufgehängt zu werden. Durch die Einwirkung des Sauerstoffs entwickelte sich dann ein kräftiges Blau. Die erzwungene Arbeitspause am Montag soll dann zum *blauen Montag* geworden sein.

Einen arbeitsfreien Tag hat es allerdings auch in anderen Handwerks-

bereichen gegeben, meistens nach dem Jahresfest des Zunfttheiligen mit der *blauen Messe*, benannt nach dem Gewand des Priesters bei solchen Anlässen. Im Schwedischen bezeichnet *Blåmandag* den Tag nach Palmsonntag und ursprünglich den Rosenmontag. Auch hier galten diese Tage als arbeitsfreie Tage und wurden mit reichlich Alkoholgenuss oder mit minderwertiger Arbeit assoziiert, was zu Wörtern wie *Montagsauto* führte (Swahn 2010: 169).

### Wo man das blaue Blut sah

Und dann ist da noch die Vorstellung vom *blauen Blut*. Das war das Blut der Adeligen. Die Vorstellung wird zurückgeführt auf die Begegnung von maurischen Kriegern mit christlichen Kriegern. Aus der Sicht der Nordafrikaner hatten die vornehmen Europäer eine durchscheinende Haut, aus der die Venen blau hervortraten, im Gegensatz zu den gemeinen Soldaten, deren Haut von der Feldarbeit gebräunt war. Auch diese Erklärung ist schwer zu belegen, auch wenn man sie für einleuchtend hält (Urmes 2014: 351–353). Merkwürdig ist es, dass es ein *Rotes Meer*, ein *Schwarzes Meer* und ein *Weisses Meer* gibt, aber kein *Blaues Meer* (und auch kein *Graues Meer* oder *Grünes Meer*). Dabei kommt uns ein Meer selten rot oder schwarz oder weiss vor.

Und woher kommt *blau*? Woher kommen unsere Farbwörter über-

haupt? Bei spontanen Umfragen im Seminar wird oft vermutet, *blau* sei ein importiertes Wort. Die Studenten denken dabei an französisch *bleu* oder italienisch *blu*. Kommt das aus dem Lateinischen? Tatsächlich ist der Einfluss des Lateinischen auf das Deutsche gewaltig, viel grösser als wir meinen, aber auch in umgekehrter Richtung ist der Einfluss, vor allem bei den niedrigeren Schichten der Bevölkerung, grösser gewesen, als es die literarischen Quellen vermuten lassen.

### Latein auf Reisen

Dazu gehören eben auch die Farbwörter. Die sind über das Vulgärlatein in die Romania eingedrungen (meist mit Ausnahme des Rumänischen). Dazu gehören die romanischen Wörter für braun, grau, weiss, blau und auch blond, z.B. franz. *brun*, *gris* (etymologisch mit *Greis* verwandt), *blanc*, *bleu*, aber auch *blonde* (Polenz <sup>9</sup>1978: 22–23). Das Spanische hat sich allerdings nicht an der germanischen Quelle bedient, sondern an der persischen, und *azul* ausgebildet (und *azulejos* wegen der vorherrschenden Farbe als Wort für «Kachel»), und das Italienische hat sich gleich an beiden Quellen bedient und hat *azzurro* und *blu* (mit unterschiedlicher Farbnuance) ausgebildet.

Später haben wir dann unsere Exporte reimportiert und benutzen

franz. *bleu* und engl. *blue* in Wörtern wie *Cordon bleu* oder *Blue Jeans*. Die Ursprungswörter bezeichneten nicht unbedingt Farben, oder zumindest keine bestimmten Farben, wie man an unserem *blank* sieht, das erst später zu *blanc* wurde. Was weiss war, war also so etwas wie blankpoliert. Ähnlich ist es bei *blæwa*, auf das *blau* zurückgeht. Das bedeutete neben «blau» auch «gelb», «blond» und ganz allgemein «glänzend» (Paraschke-wow 2004: 39–40). Man sieht also, dass die Ausbildung exakter Farbwörter eine Kulturleistung ist, wie sie heute in der unübersehbaren Zahl von Wörtern für Farbabstufungen kulminiert. Ganz anders war es in der klassischen Antike. Wie ausgerechnet Gladstone, der britische Premierminister, als erster aufgezeigt

hat, spielen Farben bei Homer eine merkwürdig untergeordnete Rolle, und zwar zweifach: Farben kommen nicht häufig vor, und es kommen nur sehr wenige Farbwörter vor (Deutscher 2014: 25–40).

Und noch ein Wort zu *blau*: Auf den Holzweg führen uns *verbleuen* und *einbleuen*, die nichts mit *blau* zu tun haben, auch wenn sie jetzt *verbläuen* und *einbläuen* geschrieben werden. Tatsächlich sind die verwandt mit dem *Bleuel*, einem hölzernen Schlegel, mit dem z. B. die Wäsche gewaschen wird; daher auch *Pleuelstange* im Motor. Wenn man jemanden verbläut, dann verprügelt man ihn, mit einem Schlegel, aber nicht unbedingt, bis er blau wird (Olschansky 2004: 28–29; Casemir/Fischer 2013: 175).

### **Mit *Deinesheit* zeigt Meister Eckhardt, wie man Wörter schafft**

*Deinesheit* steht nicht im Wörterbuch. Es ist ein Okkasionalismus, ein Wort, das bei einer Gelegenheit geprägt wurde und dann nicht weiter in den Sprachgebrauch eindrang, wohl aber präsent ist, wenn man auf das ursprüngliche Zitat Bezug nimmt. Das lautet in diesem Fall: «Du sollst allzumal entsinken Deiner Deinesheit und sollst zerfliessen in seine Seinesheit und soll dein Dein in seinem Dein ein Mein werden also gänzlich, dass du mit ihm verstehst ewiglich seine ungewordene Istigkeit und seine ungenannte Nichtheit.» So heisst es bei Meister

Eckhardt, dem deutschen Mystiker. Allerdings ist dies die modernisierte Fassung (Im Original: «Dû solt alzumal entzinken diner Dinesheit...»).

Was Meister Eckhardt hier ausdrückt, ist einer der eigentlichsten Gedanken der Mystik, der Gedanke der Göttlichkeit der Seele, des Einsseins der Seele mit Gott. Das Ziel ist das gänzliche Eingehen der Seele in ihren ursprünglichen Zustand. In diesem Zustand erhebt sich die Seele über Raum und Zeit, es gibt keine Vergänglichkeit, nur zeitlose Gegenwart. Der Grundgedanke ist das Aufgeben



des Ich, das sich in seiner analytischen Überheblichkeit von seinem Ursprung, von Gott, entfremdet hat.

Wenn wir Gott verstehen wollen, dann dürfen wir nicht über ihn sprechen, denn dann lügen und sündigen wir. Wir müssen schweigen und selbst ganz in ihm aufgehen. Der Zustand, in dem das Ich aufgehoben ist, erlaubt dagegen ein Erkennen, das dem analytischen Begreifen nicht zugänglich ist, so wie das Ungeborene, auf eine rein symbolische Weise, seine Identität mit der Mutter erfährt. (Fetz, 1998: 199; Aschwanden 2017: 324–326)

### **Der und die *Heit* verschwanden**

*Deinesheit, Seinesheit, Istigkeit, Nichtheit* – Eckhardt prägt Wörter mithilfe eines Systems der Substantivderivation, das sich im Spätmittelalter ausbildet: Das ehemalige Lexem *heit* wurde zum Suffix und verlor seinen eigenständigen Status. Das Mehrfachgenus und die dazugehörigen lexikalischen Bedeutungen von althochdeutsch *Heit* (im Maskulinum <Person>, im Femininum <Art und Weise>) wurden abgebaut. Es liegt also ein Prozess der Desemantisierung vor (Bedeutungseinbusse zugunsten der Funktion, im Englischen

oft *grammaticalization* genannt). Ähnliche Prozesse sind bei den Suffixen *-schaft* und *-tum* zu beobachten, im weiteren Sinne sind sie aber überall in der Sprache präsent, etwa in Form von Hilfsverben, die auf Vollverben zurückgehen. (Werner 2012: 145–146)

### **Das «Unsagbare» sagen**

Bei Meister Eckhardt sind Wörter auf *-heit* allgegenwärtig und kommen in allen drei zentralen Bereichen vor, Gott, Seele, Vereinigung der Seele mit Gott. Die Besonderheit bei Eckhardt liegt darin, dass *-heit* nicht nur zur Suffigierung von Nomina (*gottheit*) und Adjektiven (*blözheit*) dient, sondern auch zur Suffigierung von Partizipien (*geschaffenheit*), Pronomina (*dînesheit*) und Zahlwörtern (*einheit*). Wortbildungen wie *ichheit* sind das Resultat abstrakter Denkleistungen, des Befassens mit «unsagbaren» Dingen, die doch gesagt werden müssen. Heute werden solche Wortbildungen mittels Abstraktionsuffixen (*-ung, -heit, -keit, -schaft, -nis*) oft als «neumodisch» abgelehnt und missverstanden als Ausweis des modernen Sprachverfalls. Ihren Ursprung haben sie aber im Mittelalter. (Trabold 1993: 133–134; Bundschuh 1990: 81–82)

### **Das *Pferd* ist eine keltisch-griechische Kreuzung**

Die frühere kulturelle Bedeutung des Pferds, vergleichbar vielleicht mit der des Autos in industrialisierten Ge-

sellschaften, findet ihren Niederschlag in der Sprache: Wir *lassen die Zügel locker*, wir *lassen uns einspan-*

*nen* (oder *werden ausgespannt*), wir können *keine grossen Sprünge* machen, wir *tragen Scheuklappen*, wir *vergaloppieren uns*, wir *satteln um*, wir *stellen uns auf die Hinterbeine*, wir *spornen uns gegenseitig an*, wir *sitzen auf dem hohen Ross*, wir sind *nicht ganz sattelfest*, wir reden *hochtrabend*, uns *sticht der Hafer*, wir *fühlen jemandem auf den Zahn* (wie man es bei Pferden tat, um deren Alter festzustellen), wir erledigen etwas *aus dem Stegreif* (also ohne abzustiegen, im Steigbügel verbleibend), wir sind *kurz angebunden*.

Das Wort *Pferd* kommt in diesen Wendungen gar nicht vor, so selbstverständlich war die Annahme, dass sie mit Pferden zu tun haben. Heute können wir die Verbindung zu den Pferden in diesen Ausdrücken noch erkennen, sehen sie aber im alltäglichen Sprachgebrauch nicht. Noch versteckter gibt sich das *Pferd* in der Redensart *jemanden ins Gebet nehmen*. Die hat ihren Ursprung nicht in der Religion. Eigentlich nahm man jemanden ins *Gebett*, also ins Gebiss – so, wie man ein übermütiges Pferd knebelt, mit einer Eisenstange im Mund. Und das Pferd war es auch, das ursprünglich *über die Stränge schlägt*, wenn es mit den Hinterbeinen beim Ausschlagen leicht aus dem Geschirr geriet. Und wenn man *am gleichen Strang zieht*, dann zieht man gemeinsam an dem Strang, in den das Pferd eingespannt ist. Und

das ist sehr anstrengend für das Pferd (Storfer 1981: 150–153).

Wie sind wir im Deutschen auf das *Pferd* gekommen? Da lohnt sich ein Blick in die Geschichte: Die sagenhaften Führer der Angelsachsen, als diese nach England einwanderten, hiessen Hengist und Horsa. Hier haben wir einen Hinweis auf unser altes Wort für ‚Pferd‘, und wir haben dieses Wort auch heute noch, wie wohl es an den Rand gedrängt worden ist: *Ross*. Man braucht nur zwei Laute zu vertauschen, und schon sieht man die Verwandtschaft mit *horse*.

*Pferd* dagegen geht auf *paraveredus* zurück. Das bezeichnete zunächst ein Postpferd, ein Nebenpferd, und verdrängte erst allmählich *Ross* als Standardwort. Es stammte aus dem Latein der Merowinger und war wiederum eine gewagte Kombination aus einem griechischen Präfix, *para* (πάρα), und einem keltischen Stamm, *veredus*. Schon vorher hatte es einen Verdrängungswettbewerb gegeben, und zwar an zwei Fronten. Bereits *hros* war ein Ersatzwort gewesen. Es hatte *ehu* verdrängt, die germanische Variante des indogermanischen Wortes *\*equos*. Dabei dürfte die Kirche eine Rolle gespielt haben. Der war der heidnische Brauch des Pferdeopfers ein Dorn im Auge. Parallel dazu gab es einen ähnlichen Verdrängungswettbewerb in

den romanischen Sprachen. Die führten statt *equus* ein neues Wort ein: *caballus*. Und das ergibt in den

modernen romanischen Sprachen *cheval, caballo, cavallo* (Schwarz 1967: 22).

### **Dass er kein Fisch ist, wussten schon viele, als er noch *Walfisch* hiess**

Innerhalb weniger Jahrzehnte ist der *Walfisch* zum *Wal* mutiert. Nicht ohne Grund: Schliesslich ist der Wal kein Fisch. Nachkriegskinder, in deren Schulbüchern vom *Walfisch* die Rede war, lesen in den Schulbüchern ihrer Kinder und Enkel vom *Wal*. Und begegnen dem *Wal* in Dokumentarfilmen, Interviews und in Internetbeiträgen.

### **Sprache ist keine Gedankenpolizei**

Das Wissen um das Wesen des Wals ist also für einen Eingriff in die Sprache aktiviert worden, und die Sprache hat sich infolgedessen tatsächlich verändert. Solche Eingriffe von oben sind sonst selten erfolgreich. Jetzt hat aber der Wal seinen passenden Namen. Das Wort ist längst allgemein akzeptiert; alle sprechen vom *Wal*; niemand wird ernsthaft die Rückkehr zum *Walfisch* fordern. Dennoch: Dem Glauben, hier etwas in Ordnung gebracht zu haben, liegt eine falsche Vorstellung von Sprache zugrunde, eine zu enge Vorstellung der Interde-

pendenz von sprachlicher Form und Wahrnehmung: Auch wenn der Wal *Wal* heisst, kann man glauben, dass es sich um einen Fisch handle, auch wenn der Wal *Walfisch* heisst, kann man wissen, dass er kein Fisch ist. So wie das Generationen von Schulkindern der Nachkriegszeit wussten – trotz der sprachlichen Verirrung.

### **Vieles trägt «falsche» Namen**

Schliesslich: Auch der Tintenfisch heisst Fisch, und er heisst immer noch so, obwohl er kein Fisch ist. Und da ist er in guter Gesellschaft: Der Präriehund ist kein Hund, die Meerkatze ist keine Katze, der Koalabär ist kein Bär (ebenso wenig wie der Seebär), die Seegurke ist keine Gurke (ebenso wenig wie die Seelilie eine Lilie ist), die Grasmücke ist keine Mücke, die Spitzmaus ist keine Maus, das Glühwürmchen ist kein Wurm. Und der Weisswein ist nicht weiss. Und die Oberliga ist im deutschen Fussball nicht die erste Liga, sondern die vierte.

## Wer mit *wir* gemeint ist, ist gar nicht immer klar

«Das Einfachste ist immer das Schwerste.» Dieses Motto eines Kollegen aus der Literaturwissenschaft gilt auch für die Wörter. Die «einfachen», kurzen, alltäglichen, häufig gebrauchten Wörter sind die schwersten. Die Fachtermini aus Wissenschaft und Technik sind dagegen regelrecht «einfach». Sie sehen nur schwer aus, weil sie häufig auf sprachlichen Versatzstücken aus dem Griechischen und dem Lateinischen beruhen, aber sie sind, bei aller Uneinigkeit hinsichtlich ihrer genauen Definition, viel eindeutiger in Form und Funktion.

Zu den einfachen schweren Wörtern im Deutschen gehört *wir*. Dieses Wort hat eine Reihe verschiedener Funktionen, auch wenn wir das im Alltag kaum wahrnehmen. Beginnen wir mit zwei eher marginalen Funktionen von *wir*, dem «imperialen» und dem «paternalistischen» *wir*. Das imperiale *wir* steht für eine einzelne Person, einen Herrscher in der Regel: «Wir, Benedictus PP. XVI, im 1. Jahr unseres Pontifikats ...».

Das paternalistische *wir*, nicht selten bei medizinischem Personal anzutreffen, scheint den Sprecher einzuschließen, meint aber nur den Angesprochenen: «Wie geht es uns denn heute?» Verwandt mit dem paternalistischen *wir* ist der Gebrauch von *wir*, wenn eine Instruktion, eine Bit-

te abgetönt werden soll: «Wir räumen bei uns in der WG die Teller weg, wenn wir sie benutzt haben», was letztlich nichts anderes bedeutet als «Räume demnächst gefälligst deine Teller weg.» Diese Funktionen von *wir* haben gemeinsam, dass es sich um einen uneigentlichen Gebrauch des Wortes handelt. Es wird, trotz des Plurals, nur eine Person gemeint, beim imperialen *wir* der Sprecher, beim paternalistischen *wir* der Angesprochene.

Das «Gegenstück» zu diesem uneigentlichen Gebrauch von *wir* ist der Gebrauch von *wir* im Chor. Da benutzen mehrere Sprecher gleichzeitig *wir* und meinen dabei sich selbst, alle Sprecher eingeschlossen. Das reicht von dem Chor der griechischen Tragödie («Ja, auch wir verlangen sehnlich / Von den weisen Meistern zu hören») über gemeinsame Gebetsformeln in der Kirche («Wir bitten dich, erhöre uns») bis zu Chören in modernen Fußballstadien («Berlin, Berlin, wir fahren nach Berlin»).

## Andere Sprachen differenzieren

Dieser, der «eigentlichste» Gebrauch von *wir* ist aber die Ausnahme. Im Normalfall sagt ein einzelner Sprecher *wir*. Dabei gilt es, eine wesentliche Unterscheidung zu treffen, die zwischen inklusivem und exklusivem *wir*. Bei dem einen ist der Ange-

sprochene mitgemeint, bei dem anderen nicht. Das ist für die Aussage von allergrösster Wichtigkeit: «Wir müssen dringend mal wieder das Wohnzimmer tapezieren». Handelt es sich um den Sprecher und eine dritte Person? Oder handelt es sich um den Sprecher und die zweite Person, also die Angesprochene? Das macht einen gravierenden Unterschied, zumindest für die angesprochene Person. Es entscheidet darüber, ob der nächste Samstag mit Tapezieren verplant oder für einen Marktbesuch frei ist.

Der Unterschied kann noch gravierender sein: «Wir haben 100 000 Euro in der Lotterie gewonnen» (Palmer <sup>2</sup>1984: 83–84). Dieser wesentliche Unterschied zwischen zwei Funktionen vor *wir* ist in anderen Sprachen lexikalisiert, d.h. diese Sprachen haben zwei Wörter für die zwei verschiedenen Funktionen von *wir*. Das ist zum Beispiel im Finnischen der Fall oder im Bahasa Malaysia, dem Malaiischen: *keda* (inklusive) bzw. *keimami* (exklusiv) und *kita* bzw. *kami* (Yule 1996: 11–12).

### **Wie Gott zum Sünder wurde**

Die kommunikative Brisanz dieser Unterscheidung erfuhr ein slowenischer Bischof, Frederic Baraga, der liturgische Gebete in eine der grössten amerikanischen Indianersprachen, Ojibwe, übersetzte und dabei einen nicht unmassgeblichen Fehler

machte: Er schloss Gott in die Zahl der Sünder mit ein (Velupillai 2012: 135). Auch wenn diese Unterscheidung, die zwischen inklusivem und exklusivem *wir* die grundlegende ist, sind damit noch nicht alle Nuancen abgedeckt: Mit *wir* kann der Sprecher plus eine Person, aber auch der Sprecher plus zwei, drei oder unzählige andere Personen gemeint sein.

Auch auf der Seite des Angesprochenen kann es sich beim inklusivem *wir* um den Angesprochenen alleine oder um den Angesprochenen plus eine, zwei, drei oder unzählige andere Personen handeln. Dazu kommt die Geschlechterdifferenzierung. Auch die ist in anderen Sprachen, zum Beispiel im Spanischen, lexikalisiert: *nosotros* und *nosotras*.

Was die Form angeht, gehört *wir* zu der praktisch fremdwortfreien Kategorie der Funktionswörter: Konjunktionen, Artikel, Präpositionen und eben Pronomina werden in den seltensten Fällen durch fremdes Wortgut ersetzt. Eine bemerkenswerte Ausnahme ist engl. *they* (und verwandte Formen wie *them* oder *their*), die aus den skandinavischen Sprachen entlehnt wurden. Im Allgemeinen sind solche Wörter aber einheimisch. Dafür stehen hier dt. *wir*, engl. *we*, nl. *we*, fries. *wy*, schwed. *vi* usw. Gutes, altes, einheimisches Wortgut. Ganz einfach.

## Zu *zwei* gibt es eindeutig mehr als zwei Dinge zu sagen

Die *Zwiebel* kommt nicht von *zwei*. Die *Zwibolle*, wie sie früher hiess, ist eine volkstümliche Deutung eines spätlateinischen Wortes, von dem auch die *cipolla* abstammt, die wir aus der Pizzeria kennen, von einem spätlateinischen Diminutiv abgeleitet. *Zwiebel* bedeutet also so etwas wie «kleine Knolle», «Zwiebelchen». Man mag das kaum glauben, wenn man eine stattliche Gemüsezwiebel in der Hand hält. Aber immerhin: von *zwei* weit und breit nichts zu sehen (Olschanksy 2004: 168).

Andere Wörter indessen stammen von *zwei* ab – auch Wörter, denen wir das im Alltag gar nicht ansehen: *Zwielicht* (hell und dunkel), *Zwiebspalt*, *Zwietracht* und *Zwieback* (der «zweifach Gebackene» hat seine fast genaue romanische Entsprechung im *Biskuit*), aber auch *Zweig* (ein Ast, der sich gabelt), *Zwist* (zwischen zweien, die sich befeinden), *Zweifel* (zweifältig gespalten, zwischen der einen und der anderen Option), *Zwirn* (ein zweidrätiger Faden), *Zwilling* und schliesslich auch *zwisehen*.

### Im Zuber – und im Eimer

Und, noch versteckter, findet sich *zwei* im *Zuber*. Der hiess im Althochdeutschen *zwibar*, war also «zweifach tragbar» (das Element *bar* erinnert hier an engl. *bear*). Es han-

delte sich also um ein Gefäss, das zwei Henkel hatte. Und das Gegenstück dazu war der *Eimer*. Der hatte ja schliesslich nur einen Henkel. So dachte man es sich. Aber es kommt noch dicker: Auch der *Eimer* kommt von *zwei*! Und das, obwohl er sich nach *eins* anhört. Der Eimer hatte die Form *amber*, eine Entlehnung aus lat. *amphora*, woraus bei uns die *Amphore* wurde. Bei der spürt man schon den griechischen Ursprung: *amphiphoreus*, «beidseitig tragbar». Das ist also nicht etwas anderes als Zuber, sondern dasselbe!

Als man die wörtliche Bedeutung der griechischen und lateinischen Benennungen nicht mehr kannte, machte man aus *amber* einfach *einbar*, und schon passte die Sprache zur Wirklichkeit. Der *Eimer* hatte ja schliesslich nur einen Henkel! Und ergänzte perfekt den *Zuber* mit den zwei Henkeln! Das menschliche Gehirn sucht sinnvolle Zusammenhänge und schafft sie, wenn es sie nicht findet.

### Eine Zahl wie ein Chamäleon

Das Wort *zwei* hat aber noch viel mehr zu bieten. Es ist die einzige Zahl, zu der es eine alternative Form gibt: *zwo*. Deren Zweck ist offensichtlich: Sie kommt zum Einsatz, wenn es in der mündlichen Kommunikation darum geht, eine Verwechs-

lung mit dem gleich auslautenden *drei* zu vermeiden. Die *Zwo* hat man nicht erfunden. Die war «schon immer» da, und als sie ihren ursprünglichen Zweck verloren hatte, wurde sie einem anderen Zweck zugeführt. Sie wurde recycelt.

### Beharrliche Dialekte

Ursprünglich war nämlich *zwo* die weibliche Form und *zween* ihr männliches Pendant, wogegen *zwei* sächlich war. Es ist leicht zu sehen, dass *zwölf* von *zwo* abgeleitet ist. Diese Genus-Unterscheidung ist aus der Standardsprache verschwunden, aber nicht aus den Dialekten. In der Eifel gilt noch die alte Unterscheidung (Kopf <sup>2</sup>2014: 57–62), und in manchen Schweizer Gegenden gilt die Regel «zwee Manne, zwo Froue, zwöi Chind» ([www.berndeutsch.ch](http://www.berndeutsch.ch), Suche <zwee>).

In vielen anderen europäischen Sprachen ist die Unterscheidung ebenfalls verschwunden (*two*, *deux*), aber etwa in slawischen Sprachen kommt sie noch vor. Auch das Portugiesische hat, im Gegensatz zum Spanischen, die Unterscheidung von männlich und weiblich bewahrt: *dois navios*, *duas semanas* – *zwei Schiffe*, *zwei Wochen*.

### Ein Zeuge der Lautverschiebung

Es ist ein Wort mit einer fulminanten Geschichte, das schliesslich auch bei der Ausbildung des Hochdeutschen eine Rolle spielte. Dazu ein Vergleich: *two* – *två* – *twee* – *zwei*; *toe* – *tå* – *teen* – *Zeh*; *heart* – *hjärta* – *hart* – *Herz*. Da scheint das Deutsche etwas «falsch gemacht» zu haben. Die anderen germanischen Sprachen, hier Englisch, Schwedisch und Niederländisch, haben das /t/ bewahrt, das Deutsche (genau genommen das Hochdeutsche und nur das Hochdeutsche) hat das /t/ durch /ts/ ersetzt (bzw. in der Schrift durch <z>).

Das ist ein Resultat der *hochdeutschen Lautverschiebung*, die auch – passender könnte es nicht sein – *zweite Lautverschiebung* genannt wird. Der Prozess der Verschiebung begann im Süden bei denjenigen germanischen Völkern, die in den Bergen wohnten, flachte nach Norden hin aber ab und erreichte die Völker, die ganz im Norden siedelten, auf dem flachen Land, gar nicht. Und seitdem steht der *hochdeutschen Zeit* die *niederdeutsche Tied* gegenüber (Göttert 2010: 11–12).

## Ob keltisch oder germanisch: *Lachi* ist nicht tot

*Nachtrag zur Folge 2, «Arzt»*

Das alte Wort *lachi* für Arzt hat nicht nur im Deutschen Spuren hinterlassen. So ist gemäss dem Etymologischen Wörterbuch des Althochdeutschen aus der gleichen Wurzel das englische *leech* abgeleitet, das heute noch Blutegel bedeutet und damit auf eine früher gängige (und jetzt wieder auflebende) ärztliche Behandlungsmethode verweist. *Leech* war aber auch bis in das 19. Jahrhundert die Bezeichnung für den Wundarzt (Lloyd 2014: 987).

Dasselbe gilt fürs russische *лекарь* (*lekar*), das im Zarenreich die Be-

zeichnung für einen Wundarzt war, heute aber weitgehend aus der Sprache ausgeschieden und von *врач* (*wratsch*) verdrängt worden ist. Es bleibt aber in *лекарство* (*lekarstwo*, Medizin) erhalten (Riecke 2004: 571). Schliesslich hat *lachi* auch im Deutschen noch eine Zeitlang überlebt, und zwar als Bezeichnung nicht für den Arzt, sondern für dessen Finger! Der Ringfinger wurde so bezeichnet, weil er für die Zubereitung und Anwendung von Arzneimitteln gebraucht wurde. Er wurde also nach seiner Funktion benannt. (Lloyd 2014: 985) Werner Schäfer

### Auch im Schweizerdeutschen finden sich Nachfolger

Das Wort *lâchi* findet sich in Schweizer Mundarten (in einer abgeleiteten Form) als *laachsne* «Hexen- und Zauberkünste treiben; durch abergläubische Mittel (bes. Beschwörungen) Krankheiten an Menschen und Vieh zu heilen, Schätze zu heben versuchen». So ist es zusammen mit *Laachsner*, *laachsner*, *Laachsnerei* und *laachsnerisch* auch im Schweizerischen Idiotikon gut bezeugt – *Laachs(n)er* nicht nur für die Person, die *laachsnet*, sondern auch für den Ringfinger, mit dem sie es tut.

Im Skandinavischen ist der Wortstamm noch sehr lebendig, so in schwedisch *läka* «heilen» sowie

dänisch *læge*, schwedisch *läkare* «Arzt». Lloyd (2014) erörtert sowohl einen germanischen als auch einen keltischen Ursprung – Schwierigkeiten treten in beiden Fällen auf. *Lâchi* ist (oder war) jedenfalls in allen germanischen Sprachen vertreten und wurde aus dem Germanischen schon sehr früh ins Urslawische entlehnt.

### Wohl keine Arztfamilien

Übrigens gibt es im Englischen *leech* nicht nur in der Bedeutung «Blutegel», sondern – heute «veraltet oder scherzhaft» – auch «Arzt». Laut Oxford English Dictionary sind die beiden Wörter zwar verwandt, aber nicht identisch (gemeinsam ist



auf jeden Fall die Wurzel): «from OTeut. [gemeingermanisch] \**lǣkjo*-z, from pre-Teut. [vorgemeingermanisch] \**lēgio*-s; the synonymous Irish \**liaigh* (OIr. [Altirisch] *liaig*, dat. pl. *legib*) is apparently related in some way».

Bei den Familiennamen irrt Herr Schäfer wohl – diese gehen nicht (oder kaum) auf ahd. *lāchi* «Arzt» zurück. Namen auf *-mann* sind Wohnstätten-, Herkunfts- oder Vaternamen; ein *Hürlimann* ist also eine Person, die ihren Hof auf dem *Hüreli* oder *Hörnli* hat oder aber von dort stammt, ein *Petermann* ist ein Nachkomme des Peter. *Lachmann* wird im *Familiennamenbuch* des Dudenverlags denn auch zu Recht als Wohnstätten- oder Herkunftsname erklärt (entweder «wer an einer Grenze

wohnt», zu mhd. *lāche*, bzw. «wer an einem Tümpel wohnt», zu mhd. *lache*, oder aber «wer von Laach oder Lach oder Lache stammt», alles verbreitete Ortsnamen in Deutschland).

Auch der Familienname *Lachner* geht zumindest nicht direkt auf ahd. *lāchi* (Arzt) zurück, sondern – wenn schon – auf die dazu gebildete Ableitung mhd. *lāchenære* (Besprecher, Zauberer; vgl. im Idiotikon *Laachsner*) und wäre damit ein ursprünglicher Übername. Viel wahrscheinlicher ist aber auch hier ein Wohnstätten- oder Herkunftsname, also «wer in Lachen wohnt oder von Lachen stammt»; diesen Örtlichkeitsnamen gibt es in der ganzen südlichen Hälfte des deutschen Sprachraums.

*Christoph Landolt (Idiotikon-Redaktor)*

## Bibliographie

- Aschwanden, Herbert: *Die Urstruktur der Schöpfung. Die Identität, Analyse und Identifizierung der Schöpfung*. Frauenfeld: Reinhold Liebig, 2017.
- Bundschuh, Adeltrud: *Die Bedeutung von gelassen und die Bedeutung von Gelassenheit in den deutschen Werken Meister Eckhardts unter Berücksichtigung seiner lateinischen Schriften*. Frankfurt am Main und Paris: Peter Lang, 1990.
- Casemir, Kirsten & Fischer, Christian: *Deutsch. Die Geschichte unserer Sprache*. Darmstadt: WBG, 2013.
- Deutscher, Guy: *Through the Language Glass. Why the World Looks Different in Other Languages*. London: Arrow Books, 2012. Deutsch: *Im Spiegel der Sprache. Warum die Welt in anderen Sprachen anders aussieht*. München: C. H. Beck, 2010 (vom Autor präsentiert im «Sprachspiegel» 6/2014, <http://doi.org/10.5169/seals-422113>).
- Fetz, Reto Luzius: «Dialektik der Subjektivität. Die Bestimmung des Selbst aus der Subjektivität des Ich und Mein, Sein und Haben. Alkibiades, Epiktet, Meister Eckhardt», in: Fetz, Reto Luzius, Hagenbüchle, Roland, Schulz, Peter (Hrsg.): *Geschichte und Vorgeschichte der modernen Subjektivität*. Berlin und New York: Walter de Gruyter, 1998: 177–203.
- Göttert, Karl-Heinz: *Deutsch. Biographie einer Sprache*. Berlin: Ullstein, 2010.
- Gutknecht, Christoph: *Lauter böhmische Wörter. Wie die Wörter zu ihrer Bedeutung kamen*. München: Beck 2003.
- Hansen, Klaus & Carls, Uwe & Lucko, Peter: *Die Differenzierung des Englischen in nationalen Varianten. Eine Einführung*. Berlin: Erich Schmidt Verlag, 1996.
- Hughes, Lindsey: «German Specialists in Petrine Russia. Architects, Painters and Thespians», in: Schönwälder, Karen & Bartlett, Roger (Hrsg.): *The German Lands and Eastern Europe. Essays on the History of their Social, Cultural and Political Relations*. Basingstoke und London: Palgrave Macmillan, 1999: 72-90.
- Kopf, Kristin: *Das kleine Etymologicum. Eine Entdeckungsreise durch die deutsche Sprache*. Stuttgart: Klett-Cotta, 2014 (besprochen im «Sprachspiegel» 3/2015, <http://sprachlust.ch/Was/Buch2/Buch16.html>).
- Legros, Waltraud: *Was die Wörter erzählen. Eine kleine etymologische Fundgrube*. München: DTV, 1997.
- Lloyd, Albert L., u. a.: *Etymologisches Wörterbuch des Althochdeutschen*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, 2014.
- Lucko, Peter: «Englisch im deutschen Wortschatz», in: Sörensen, Ilse: *Englisch im deutschen Wortschatz*. Berlin: Volk und Wissen Verlag, 1995.
- Maas, Herbert: *Wörter erzählen Geschichten. Eine exemplarische Etymologie*. München: DTV, 1965.

- Olschansky, Heike: *Täuschende Wörter. Kleines Lexikon der Volksetymologien*. Stuttgart: Reclam, 2004.
- Palmer, Frank: *Grammar*. Harmondsworth: Penguin 1984.
- Paraschkeow, Boris: *Wörter und Namen gleicher Herkunft und Struktur. Lexikon etymologischer Dubletten im Deutschen*. Berlin: de Gruyter, 2004.
- Polenz, Peter von: *Geschichte der deutschen Sprache*. Berlin und New York: Walter de Gruyter, 1978.
- Riecke, Jörg: *Die Frühgeschichte der mittelalterlichen medizinischen Fachsprachen im Deutsch. Bd. 2: Wörterbuch*. Berlin und New York: Walter de Gruyter, 2004.
- Schurich, Frank-Rainer & Stappenbeck, Christian: *Kuriose Funde einer Wortschatzsuche. Expeditionen in die deutsche Sprachlandschaft*. Berlin: Verlag Dr. Köster, 2016.
- Schwarz, Ernst: *Kurze deutsche Wortgeschichte*. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchhandlung, 1967.
- Seidel, Wolfgang: *Woher kommt das schwarze Schaf? Was hinter unseren Wörtern steckt*. München: DTV, 2013.
- Storfer, Adolf Josef: *Wörter und ihre Schicksale*. Zürich: Atlantis Verlag, 1981.
- Swahn, Jan-Öjvind: *Svenska traditioner*. Bromma: Ordalaget Bokförlag, 2010.
- Trabold, Annette: *Sprachpolitik, Sprachkritik und Öffentlichkeit. Anforderungen an die Sprachfähigkeit des Bürgers*. Wiesbaden: DUV, 1993.
- Urnes, Dietmar: *Etymologisches Namenslexikon. Das Herkunftswörterbuch*. Wiesbaden: Marix Verlag, 2006.
- Urnes, Dietmar: *Wandernde Wörter und Sprachsouvenirs*. Wiesbaden: Marixverlag, 2014.
- Velupillai, Viveka: *An Introduction to Linguistic Typology*. Amsterdam & Philadelphia: John Benjamins Publishing, 2012.
- Viereck, Wolfgang: "English in Europe. Its nativization and use as a lingua franca, with special reference to German-speaking countries", in: Hartmann, Reinhard (Hrsg.) *English Language in Europe*. Oxford: Intellect. 1996: 16-23.
- Werner, Martina: *Genus, Derivation und Quantifikation. Zur Funktion der Suffigierung und verwandter Phänomene im Deutschen*. Berlin und Boston: Walter de Gruyter, 2012.
- Yule, George: *Pragmatics*. Cambridge: Cambridge University Press: 1996.

<b>Die (vorläufige) Liste der 100 Wörter, in alphabetischer Reihenfolge</b>			
ABC	Eidgenosse	Kosten	Rutsch
Apfelsine	Eisbein	Kuddelmuddel	Samstag
Arbeit	Elend	Kur	Schadenfreude
Arzt	Eselsbrücke	Laube	Scheisse
Aspirin	Flieger	lesen	Schrebergarten
aufheben	Fotze	Mark	Servus
Bach	Fräulein	Mauer	sozusagen
Balkonien	Gabel	Meierloch	Stift
Band	Gau	mutterseelenallein	Trümmerfrauen
Bart	gefallen	Müsli	tschüss
Bauhaus	geil	Nazi	Tante-Emma-Laden
bitte	gemütlich	Neger	trotzdem
blau	gerade	nicht	über
Bock	Hagestolz	November	Umlaut
Brille	Hakenkreuz	okay	verrückt
Broiler	Handy	Onkel	voll
Clochard	Heide	Ossi	Walfisch
D-A-CH	Jause	Pfalz	warten
Deinesheit	Kanake	Pferd	Waschbär
demütig	kaputt	Pizza	Weihnachten
deutsch	Kater	platt	winken
doch	Keks	Reich	wir
Duden	Kladderadatsch	Reinheitsgebot	wo
duzen	klammheimlich	röntgen	zeitnah
Ehre	Kneipe	Rosenmontag	zwei

Dr. Werner Schäfer arbeitet an einem Buch: Anhand der 100 ausgewählten Wörter leuchtet er die Geschichte der deutschen Sprache aus, samt Besonderheiten der im Kunstwort D-A-CH genannten Länder. Im «Sprachspiegel» sind ab Heft 6/2017 Teile davon erschienen.

© Werner Schäfer ([pregonero@t-online.de](mailto:pregonero@t-online.de))  
und «Sprachspiegel» ([www.sprachverein.ch](http://www.sprachverein.ch))